

# KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



## INHALT

*Klaus Weigelt*

### **Wie bleibt man Christ in einer solchen Welt?**

Gemeinde und kirchliches Leben im Todeslager Königsberg  
von 1945 bis 1947

3

*Johannes Rasim*

### **Klösterlicher Wagemut**

Im Bistum Görlitz wird das Kloster Neuzelle wiederbelebt

10

*Michael Ferber*

### **Ein Bau wie ein offenes Buch**

Sanierung des Schlosses Fürstenstein in Schlesien

13

*Helmut Neubach*

### **Von Büchern umgeben**

Zum 70. Geburtstag von Wolfgang Kessler

16

### **Mäzenatentum, australisch-ungarisch**

In Regensburg ward es Ereignis

17

*Norbert Matern*

### **Der ungarndeutsche Teddybär**

Gedenktag in München

18

## BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Lamrová: Bildband Prag (*Volker Strebel*)

19

Das deutschsprachige Prag

20

Hermann: Versunkene Gräber (*Barbara Kämpfert*)

20

Kardinal-Bertram-Stipendium

21

## LITERATUR UND KUNST

*Arkadiusz Luba*

### **„Grüße aus Auschwitz“**

Zur Frage, ob man Postkarten aus ehemaligen KZs verschicken darf

22

*Wolf Oschlies*

### **Reden kann man nur Sprachen, hören vieles mehr**

Deutsch-polnische grenzübergreifende Musiktraditionen in Berlin

25

*Dieter Göllner*

### **Die Passionszeit ist auch eine Zeit der Passionen**

Veranstaltungen der Häuser ostdeutscher Observanz  
und osteuropäischer Blickrichtung

27

### **Klein geschrieben ist nicht kleingeschrieben**

ortswechsel / osteuropa / anderswo in Stuttgart

30

## KK-NOTIZBUCH

31



„Denn unter Wintern ist einer  
so endlos Winter ...“ Diese  
Kinder dürften Rilke nicht ge-  
kannt haben, und es scheint  
ihnen nichts auszumachen:  
*W. A. Meyerheim, Winterland-  
schaft mit Kindern*

Bild: Westpreußisches Landes-  
museum

# Wie bleibt man Christ in einer solchen Welt?

Gemeinde und kirchliches Leben im Todeslager Königsberg von 1945 bis 1947

Eine gigantische Flucht- und Vertreibungsbewegung von etwa 14 Millionen Menschen, davon zweieinhalb Millionen Ostpreußen, evakuierte am Ende und nach dem Zweiten Weltkrieg die meisten Teile der früheren deutschen Ostgebiete jenseits von Oder und Neiße Richtung Westen. Über diese historischen Ereignisse gibt es eine schier unüberschaubare Vertreibungsliteratur. Sie umfasst vor allem Berichte von Zeitzeugen über Ereignisse während Flucht und Vertreibung. Die Autoren haben ihre Erlebnisse

teilweise in Tagebüchern festgehalten oder nachträglich aufgeschrieben. Diese Berichte sind geprägt von unmittelbarer persönlicher Betroffenheit und existentiellen Gefühlen, vielfach Todesängsten, in sich ständig überschlagenden, zuvor nie erfahrenen, neuen Ausnahmesituationen. Aus der noch weihnachtlich geprägten Stimmung im Januar 1945 und ihrer heimatlichen Umgebung sehen sich die überlebenden ostpreußischen Zeitzeugen herausgerissen und mitten im eisigen Winter konfrontiert mit einer sie umgebenden Massenfluchtbewegung von Zehntausenden, die ihr Heil in sich kreuzenden und gegenseitig behindernden Trecks, zwischen Truppenbewegungen und Kriegshandlungen auf dem Weg nach Westen suchen.

Viel zu spät war von der politischen Führung, Gauleiter Erich Koch in Königsberg, die Erlaubnis gegeben worden, vor der aus dem Osten nahenden russischen Front ins „Reich“ auszuweichen. Erst Ende Januar 1945 wurde der Befehl ausgegeben: „Bei dreimaligem Sirenenton begibt sich alles auf die Flucht, und zwar auf dem Wege nach Pillau.“ Dadurch kamen sich die Bewegungen der Flüchtlingstrecks und der militärischen Truppenteile auf den ohnehin zu engen, verschneiten und vereisten Straßen in die Quere, was zu tagelangen Staus in eisiger Kälte bei unter 20 Grad Frost führte. Zudem hatte die Rote Armee Ostpreußen bereits südlich umgangen und die Provinz eingeschlossen und abgeschnitten. Viele zur Weichsel drängende Flüchtlinge wurden wieder nach Ostpreußen zurückgetrieben, die auf das Frische Haff gelangten Trecks aus der Luft angegriffen, zahlreiche Fuhrwerke versanken im eisigen Wasser des Haffs. Wer die Frische Nehrung erreichte, hatte noch eine weite Strecke bis



*Die ostpreußischen Fischer, deren Votivschrift noch 1991 fotografiert wurde, hatten es mit der Natur zu tun. Es sollten noch ganz andere Gefahren über sie kommen*

Bilder aus Hartmut Boockmanns „Ostpreußen und Westpreußen“ in der Siedler-Reihe „Deutsche Geschichte im Osten Europas“



*Kann Landschaft lügen? Der Mensch belügt sich selbst, wenn er ihrem Frieden traut, den er so schnell selbst zu zerstören vermag ...*

Danzig oder Gotenhafen zu bewältigen, immer bedroht von russischen Luftangriffen. Wer ein rettendes Schiff nach Westen erreichte, fand oft den Tod in den Wassern der Ostsee, wie über 20 000 Menschen, die mit den Schiffen Wilhelm Gustloff, Goya, Steuben und Cap Arcona untergingen.

Es spielten sich apokalyptische Szenen ab. Alte Menschen waren den Strapazen der Märsche bei Frost und Schneestürmen, den Übernachtungen in kalten Scheunen, leeren Kirchen oder unter freiem Himmel nicht gewachsen. Der schon bald einsetzende Hunger und Durst raffte bereits nach wenigen Tagen viele Menschen dahin. Längs der Fluchtwege lagen zahlreiche unbestattete Tote, auch Opfer der Bordwaffen sowjetischer Tiefflieger. Während solcher Luftangriffe oder im Gewühl der Trecks verloren Eltern ihre Kinder, Säuglinge erfroren, Kranke starben.

Als die Rote Armee die Flüchtlingstrecks überrollte, kamen zu den ohnehin schon unerträglichen Strapazen Raub und Plünderung durch die russischen Soldaten

hinzu, wahllose Erschießungen und vor allem nächtliche Vergewaltigungsorgien der Soldateska, denen der Großteil der flüchtenden ostpreußischen Frauen zum Opfer fiel. Zu Hunger, Durst, Krankheit und Obdachlosigkeit kamen jetzt noch Demütigung und Erniedrigung und die nie endende Angst um die Angehörigen und um das eigene Schicksal. Man war der totalen Willkür der Sieger ausgesetzt.

Wie es unter diesen Umständen möglich war und ist, ein geistliches Amt auszuüben und seinen christlichen Glauben zu leben, ist eine bisher kaum behandelte Frage. Wie Menschen in außergewöhnlichen Situationen, ja unter unmittelbarer und ständiger Todesbedrohung den Mut zum Überleben finden und die Kraft, das Leiden von Nächsten und Freunden ohnmächtig mitzuerleben, beschäftigt uns auch heute immer wieder. Wir erleben Einzel- und Massenschicksale äußerster Dramatik, wir sehen auf dem Bildschirm, wie Menschen in Krisengebieten oder auf der Flucht aus Kriegszonen, unter Bedrohung von Hunger,

Katastrophen oder Terrorismus ihr Schicksal bewältigen, ja sogar Nächstenliebe üben und für andere da sind, auch wenn um sie herum Tausende Opfer von Hunger und Gewalt werden oder auf der Flucht im Mittelmeer ertrinken.

Welche Kräfte werden in solchen Ausnahmesituationen freigesetzt? Wie kann ein Mensch in nach menschlichem Ermessen völlig aussichtslosen Situationen noch Hoffnung haben? Wie kann der Glaube an Gott, die Glaubensgewissheit in Jesus Christus gerade dann wachsen, wenn die Not am größten ist und der Mensch aus furchtbarster und einsamster Verlassenheit nur noch mit Martin Luther beten kann: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir, Herr Gott, erhöre mein Rufen.“ – Aber auch das andere geschieht und ist zu beobachten: dass jeder Glaube zerbricht und die geschundene

Kreatur nur noch Hass und Gefühle der Rache empfindet.

Für viele Menschen blieb nur noch die Hoffnungslosigkeit und die Flucht aus der Qual in den Suizid. Tatsache ist, dass in Ostpreußen beim Einmarsch der Roten Armee die Selbstmordrate sehr hoch war, genaue Zahlen liegen nicht vor. Als ein Krankenhaus von sowjetischen Soldaten erobert wurde, die keine Achtung vor den Kranken hatten, nahmen sich Schwestern und Ärzte das Leben. „Überall wird von Zyankali gesprochen, das anscheinend in jeder Menge zu haben ist,“ schreibt Hans Graf von Lehndorff in seinem „Ostpreußischen Tagebuch“.

Vor allem Vergewaltigungsopfer sahen in ihrer dauernden Erniedrigung und Entwürdigung keinen Ausweg. Anneliese Kreutz berichtet in ihrem Erlebnisbuch „Das große

*... und wenn er begeistert Wege ins Licht zu sehen meint in einer Allee wie der 1747 vom Grafen Friedrich Dönhoff angelegten, über die so viel Dunkel hinweggezogen ist*



Sterben in Königsberg 1945–47“: „Und dann begann für uns die Hölle. In dieser Nacht erwürgten Frauen ihre Kinder, um sich dann später selbst das Leben zu nehmen. In dieser Nacht wurden Selbstmordgedanken geboren und in den kommenden Tagen und Nächten in die Tat umgesetzt. Und doch sollte es danach Nächte geben, die noch grauenvoller waren.“

Der Pfarrer Hugo Linck erinnert sich: „In ihrer Verzweiflung hatten sich Frauen und junge Mädchen in den Pregel gestürzt. Wie viele suchten den Tod! Gerade auch solche, deren Leben im Glauben und in innerster Sauberkeit sich vollzogen hatte, wußten keinen Ausweg aus der Erniedrigung und Schmach, die ihnen angetan wurde. Ich kann mir ihre letzten Gedanken nur so vorstellen, daß sie aus einer grausig unbarmherzigen Welt fliehen wollten in die Hände des barmherzigen Gottes.“ Nur wenige, wie der Arzt Lehndorff, widersetzten sich, trotz aller offenkundigen Sinnlosigkeit, den Selbstmordabsichten: „Lange hab’ ich mit der Operationsschwester gerungen, die sich das Leben nehmen wollte. Ich bat sie, um Jesu Christi willen bei uns zu bleiben. Andere Argumente ziehen nicht mehr. Schließlich gab sie nach. Oh, wieviel neidvolle Blicke haben die Toten auszustehn!“

Unter dem Eindruck der massenhaften Selbstmordfälle vor dem Russeneinfall und unmittelbar danach, und nachdem sich ein Mann im Lager erhängt hatte, sprach der Königsberger Pfarrer Linck in seiner Morgenandacht in der Lagerbaracke über den Selbstmord: „daß wir nicht glauben dürften, allem Widrigen entgehen zu können, sondern daß wir ebenso auf Gottes Hilfe bauen sollten, wie wir sein ewiges Gericht zu fürchten hätten. Da sagte mir jemand danach: ‚Herr Pfarrer, jetzt tue ich es nicht, – ich hatte mir vorgenommen, auch aus dem Leben zu gehen.‘“ Nur selten gelingt dies. Nirgends, außer in sehr wenigen Einzelfällen, gibt es in dem Inferno und Todesszenario Menschen, die anderen Mut

zum Leben zu machen in der Lage sind. Pfarrer Hugo Linck hatte sich mit seiner Frau entschieden, bei ihrer Gemeinde zu bleiben. So erfuhren beide nach der Eroberung Königsbergs die Greuel der Verwüstung, der Gewalt und Unterwerfung, die Vergewaltigungen und den Freitod auch vieler Gemeindeglieder. Aber beide hielten, auch während einer Zeit der Trennung, als er im Lager Rothenstein inhaftiert war, an ihrem geistlichen Leben mit ihrem Umfeld fest. So waren sie vielen Menschen Halt und Trost. Zeugnis abgelegt hat Hugo Linck in seinen beiden Büchern „Königsberg 1945–1948“ und „Im Feuer geprüft“.

In Rothenstein hatte Linck angefangen, für den nächsten Umkreis seiner Baracke Morgenandachten zu halten, denen bald alle dort eingepferchten 1300 Männer zuhörten. „Das war eine Gemeinde, wie ich sie nie gehabt habe und wohl nie wieder haben werde. ... Ich verlas eine Liedstrophe, sprach über einen meist aus dem Buche des Propheten Jeremia genommenen Text, betete und schloß mit einer Strophe. Wie anschaulich, als ob gerade für uns bestimmt, waren die Prophetenworte: von Gottes gerechtem Zorn und Gericht. Und wiederum, wie tröstlich und aufrichtig.“

Nach der Entlassung aus Rothenstein ging Linck in seine Gemeinde nach Liep im Osten von Königsberg zurück, wo seine Frau verblieben war. Bald begann er, die Gemeinde zu Gottesdiensten einzuladen, die in seinem Hause stattfinden sollten. Um aber sicherzugehen, wurde Linck beim russischen Kommandanten des 3. Bezirks vorstellig, der für Liep zuständig war, und bat um die Erlaubnis, sein Amt als evangelischer Pfarrer auszuüben. Wider Erwarten kam nach zweistündiger Wartezeit der Bescheid, dass er als Pfarrer arbeiten dürfe. Auch in anderen Stadtteilen begann wieder kirchliches Leben. In Ponarth und Juditten gab es noch Kirchen. Jedoch wurden die Kirchen in Rosenau als Speicher, in Quednau als Kino und die Kreuzkirche

*Dieses Bild wiederum ist beileibe nicht gleichnishaft zu sehen – es war die Wahrheit, und es ist ein Wunder, dass es nicht mehr wirklich ist: Königsberg 1992*



als Einsalzstelle für Fische genutzt. Die übrigen Kirchen waren zerstört.

In Königsberg gab es nach der Einnahme durch die Russen nur noch fünfzehn Pfarrer. Der Pfarrer der Lutherkirche war bereits im April 1945 erschossen worden. Im Laufe des Jahres 1945 verhungerten sechs Pfarrer, darunter Pfarrer Reiß, der noch die Pfingstliturgie im Lager Rothenstein gehalten hatte. Die beiden Pfarrer Leopold Beckmann (Ponarth) und Ernst Müller (Haberberg) wurden auf dem nächtlichen Heimweg von einem Gemeindeabend am 12. Februar 1946 ermordet. Der Tragheimer Pfarrer Paul Knapp verhungerte im April 1946. Nur sechs Pfarrer wurden von Ende Oktober 1947 bis Herbst 1948 abtransportiert und gelangten in den Westen, darunter Pfarrer Linck und seine Frau, die am 19. März 1948 evakuiert wurden.

Von den dreizehn Mitarbeitern im kirchlichen Dienst und Diakonissen, die Pfarrer Linck aufführt, verstarb nur die Oberin Renata Gräfin von Stolberg. Der Sekretär der evangelischen Arbeitervereine in Juditten verhungerte 1946. Die übrigen wurden zwischen 1946 und 1948 abtransportiert. Aus dem nördlichen Ostpreußen listet Pfarrer

Linck achtzehn Pfarrer, Pfarrfrauen und Gemeindehelfer auf. Von diesen starben sieben, eine Pfarrwitwe blieb verschollen, die restlichen zehn konnten 1947/48 ausreisen.

Nachdem ihm die Erlaubnis erteilt worden war, sein Amt auszuüben, musste sich Pfarrer Linck um das dringendste Problem kümmern: Die zahllosen Toten wurden wahllos in Gruben geworfen oder in den Gärten von Siedlungshäusern bestattet. Wieder wurde Linck bei dem Kommandanten vorstellig und erhielt den Auftrag, ein Beerdigungskommando zusammenzustellen, die Leichen aus den Häusern zu holen und auf den Friedhof zu schaffen, um sie dort zu bestatten. Linck stellte einen Trupp von acht Mann aus seiner Gemeinde zusammen, beschaffte einen zweirädrigen Karren und Schaufeln.

„Die Arbeit, die Toten hinauszuschaffen, war oft überaus häßlich. Leichen wurden gefunden, die schon tagelang in Häusern, in Lauben, im Freien, in Bunkern gelegen hatten und einen furchtbaren Verwesungsgeruch verbreiteten. Das Kommando mußte mit Gasmasken ausgerüstet werden und konnte vielfach die Leichen nur mit

Handschuhen anfassen. ... Beerdigungen fanden, außer am Sonntag, täglich um zehn Uhr statt. Ich ging also Tag für Tag zu den Trauerfeiern hinaus, oft aber mußte ich, um der Sonderbestattung willen, auf noch zwei anderen Friedhöfen amtieren.“

Die Trauerfeiern fanden oft unter erschütternden Umständen statt. Was aber zusätzlich Kräfte aufzehrte, war der anschließende Gang zu den verschiedenen russischen Dienststellen, um die Brotkarte über 400 Gramm Brot pro Mann und Tag für das Beerdigungskommando zu ergattern. Hatte Linck nach den Karten auch das Brot, war es oft Mitternacht, wenn er schließlich zu Hause anlangte.

Auch andere Amtshandlungen konnte Pfarrer Linck vornehmen. Hatte er vor dem Krieg bis zu 250 Taufen eingetragen, so waren es nach 1945 noch höchstens zehn. Konfirmanden hatte er in Kalthof und Liep 1946 je zehn. Es kamen auch Trauungen zustande. Da es keine Standesämter gab und die russischen Behörden mit deutschen Angelegenheiten nichts zu tun haben wollten, hatte man in Liep ein Protokoll aufgesetzt, das der Kirche in einer solchen Notlage standesamtliche Befugnisse beimaß. Es gehört zu den Besonderheiten des deutschen Bürokratismus, dass später in

Deutschland trotz aller Eingaben bei den zuständigen Ministerien die Ehen standesamtlich noch einmal geschlossen und die angeblich als „unehelich“ geborenen Kinder nachträglich legitimiert werden mussten.

Auch Predigtreisen unternahm Pfarrer Linck, vor allem nach Gilge am Kurischen Haff, wo der rührige Gemeindeälteste Buskies eine Gemeinde gesammelt hatte und sonntägliche Gottesdienste in der Kirche abhielt. Weil sich dadurch Aufgaben, vor allem Kasualien, angesammelt hatten, die eines Pfarrers bedurften, hatte Linck seinen Besuch angekündigt, was zu großer Freude Anlass gab. Aber kurz darauf erkrankte Buskies beim Fischfang. Alle waren betroffen und tief erschrocken. Auch Linck haderte: „Warum, o Gott, nimmst du einen so treuen Diener von dieser Erde fort, wo doch solche Männer so dringend nötig gebraucht werden? – Ich weiß auf diese Frage keine andere Antwort als: Gott braucht niemanden. Wir alle aber brauchen ihn. Vielleicht sollte der Tod dieses Treuen die Lauen wachrütteln und zu seinem Dienst willig machen.“ Linck selbst erkrankte in Gilge und ringt lange mit dem Tod, bis sich seine Frau aus Königsberg zu ihm durchschlägt und ihn gesundpfligt.



*So beständige wie ständig verwehende, vergehende Schönheit: die Große Düne auf der Kurischen Nehrung – ein Sinnbild*



Die Russen wollten die kirchliche Situation in ihrer Weise ordnen und Pfarrer Linck zum Bischof machen. Dieser lehnte mit der Bemerkung ab, dass man in der evangelischen Kirche nur mit der Zustimmung der Mitarbeiter Bischof werden könne. Die Sache verlief sich, aber Linck blieb Ansprechpartner der Russen. So konnte er seinem russischen Gesprächspartner auch eines Tages die Frage stellen, ob die deutsche Bevölkerung aus Ostpreußen ausreisen dürfe. Als auf die Gegenfrage, wie viele denn ausreisen wollten, die Antwort: „Alle!“ erfolgte, war der Russe betroffen und fragte nach dem Grund. Linck antwortete: „Weil wir hier verhungern. Wir alle, ich auch.“

Vor dem Zweiten Weltkrieg hatte Königsberg, die Provinzhauptstadt Ostpreußens, etwa 350 000 Einwohner. Im Januar/Februar 1945 wurde die Zahl der zivilen Einwohner vom Stadtverteidigungskommissar mit rund 150 000 angegeben. Vor dem Fall der Stadt am 9. April 1945 gab es nur noch 110 000 Einwohner. Wem die Flucht nicht gelungen war, der blieb zurück. Die unter der russischen Besatzung verbliebene Bevölkerung nahm mit einer unvorstellbaren Geschwindigkeit ab. Schon Ende Mai gab es nur noch etwa 85 000 bis 90 000 Königsberger in der Stadt, im Oktober 1945 zwischen 60 000 bis 55 000. Nach dem ersten schweren Winter 1945/46 schätzte man im März 1946 zwischen 45 000 und 40 000, im Oktober 1946 40 000 bis 35 000 Einwohner. Nach dem schwersten Winter 1946/47 war die Zahl im März 1947 auf höchstens 25 000 abgesunken. Diese Restbevölkerung wurde im Verlaufe des Jahres 1947/48 nach Deutschland evakuiert.

So beschreibt es der Arzt Wilhelm Starlinger in seinem Buch „Grenzen der Sowjetmacht“. „Im ganzen wird man sagen

dürfen, daß der reißende Verfall der Wohnbevölkerung Königsbergs vom Juni 1945 bis Frühjahr 1947 so gut wie allein durch Tod geschah – vor allem durch Hunger, Kälte und Entkräftung, in dieser Zeit bereits selten durch direkten Totschlag und Mord, aber dafür zunehmend durch Krankheit und Seuchen.“ Starlinger wurde von den Russen mit der Seuchenbekämpfung in der Stadt beauftragt. Es waren Typhus, Fleckfieber, Diphtherie, Hämocolitis, Tuberkulose, Scharlach und sogar Malaria und Lepra aufgetreten. Dennoch war die Sterblichkeit durch Seuchen bald eingegrenzt und geringer als die durch Gewalt, Hunger (Dystrophie), Kälte und Erschöpfung, die „um ein Vielfaches mörderischer waren als alle Seuchen zusammen“.

In rund drei Jahren bis zum Abtransport nach Deutschland verstarben also mehr als 100 000 Menschen in Königsberg, ein wahrhaft apokalyptisches Geschehen für die Zivilbevölkerung, das nirgendwo sonst ein derartig monströses Ausmaß gehabt hat wie in Ostpreußens einst so be-

deutsamer Metropole. Königsberg war aus einer blühenden Stadt zu einem Todeslager geworden, dem nur noch wenige Menschen entrinnen konnten, von Ratten, Mäusen und Wanzen geplagt und völlig verlaust. Die ersten Stationen im Westen nach der Evakuierung aus Königsberg waren vor allem der nachhaltigen Entlausung gewidmet.

Nach der Ausreise mit seiner Gemeinde bekennt Pfarrer Linck: „Die Heimat ging unter, aber nicht die Heimatkirche. Ideale zerbrachen, aber nicht das Kreuz. Menschliche Größen sanken dahin, aber Christus wurde mächtig. Eine kleine Schar wurde gerettet. Die dankt Gott für alle seine Güte. Sie weiß um das erstaunliche Wort: ‚Als die Sterbenden, und siehe: wir leben.‘“

*Klaus Weigelt (KK)*

**„Die Heimat ging unter, aber nicht die Heimatkirche. Eine kleine Schar wurde gerettet. Die dankt Gott für alle seine Güte. Sie weiß um das erstaunliche Wort: ‚Als die Sterbenden, und siehe: wir leben.‘“**

## Klösterlicher Wagemut

Im Bistum Görlitz wird das Klosters Neuzelle wiederbelebt

1817 wurde das Kloster Neuzelle säkularisiert und das Klosterleben erlosch, doch nach knapp 200 Jahren Abwesenheit kehren nun die Mönche in das ehemalige Zisterzienserkloster zurück, das heute zum schlesischen Bistum Görlitz gehört. „Ich freue mich, dass Neuzelle nach 199 Jahren wieder Heimat für eine geistliche Gemeinschaft von Zisterziensern sein wird“, sagte der Görlitzer Bischof Wolfgang Ipolt in seiner ersten Reaktion auf die positive Entscheidung der Mönche vom Stift Heiligenkreuz bei Wien, die bei ihrem Konvent am 10. November 2016 entschieden, eine Wiederbesiedlung des Klosters Neuzelle zu wagen. Bischof Ipolt sprach von einem „Zeichen des Aufbruchs für unser Bistum Görlitz und für die ganze Region“.

Er hat die Zisterzienser der österreichischen Abtei Stift Heiligenkreuz im Wienerwald eingeladen, das Kloster neu zu besiedeln. Vier Mönche seien bereits im Sommer 2016 als „Pioniere“ angereist, um eine mögliche Neugründung zu prüfen. So seien anfangs Fragen zu klären gewesen, wo die Mönche leben, beten und Seelsorge anbieten könnten. Das Bistum Görlitz zeigte sich aber von Anfang an sehr zuversichtlich: „Details stehen noch nicht fest, aber Vorfreude und auch Hoffnung dürfen beide Seiten haben“, hieß es nach den ersten Gesprächen mit den angereisten Mönchen. Auch Kontakte zwischen der Kirche und Brandenburgs Kulturministerin Martina Münch (SPD) über die Ansiedlung eines Konvents habe es bereits im Vorfeld gegeben, und sie seien positiv verlaufen, berichtete die „Märkische Oderzeitung“.

Das Kloster Neuzelle aus dem 13. Jahrhundert mit der Stiftskirche St. Marien liegt südlich von Eisenhüttenstadt im östlichen Brandenburg und ist dem Kunsthistoriker und Denkmalpfleger Arne Franke (Berlin)



*Portal des Klosters Neuzelle*

Bilder: der Autor

zufolge das nördlichste Beispiel des süddeutschen und böhmischen Barocks in Europa. Mit seinen Gartenanlagen zeichnet es sich, für diese Region untypisch, durch eine prächtige barocke Gestaltung aus. Die in großen Teilen erhaltene barocke Klosteranlage wurde seit 1993 saniert. Der Klostergarten und die Orangerie wurden 2004 wiedereröffnet.

Bekannt ist das Kloster Neuzelle heute vor allem für die Neuzeller Passionsdarstellungen vom Heiligen Grab aus dem 18. Jahrhundert: 1751 bis 1753 schuf der aus Böhmen stammende Künstler Joseph Felix Seifrit im Auftrag von Abt Gabriel ein Ensemble von lebensgroßen, bemalten Holzskulpturen, die in 15 Szenen, verteilt auf fünf Bühnenbilder, die Passion, das

Sterben und die Auferstehung Jesu darstellen. Bis zur Säkularisation wurden sie während der Passionszeit in der Klosterkirche aufgestellt, danach waren sie eingelagert. 1997 wurden auf dem Dachboden der Klosterkirche 229 der ursprünglich 242 Teile „wiederentdeckt“ und von 2011 bis 2014 im Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege in Wünsdorf restauriert. Der theatralisch-dramatisch gestaltete Neuzeller Passionszyklus mit seiner Vielseitigkeit und der künstlerischen Qualität des Ensembles gilt in Europa als einzigartig, so Landeskonservator Thomas Drachenberg.

Nach der Auflösung des Klosters 1817 wurde die Kirche als katholische Pfarrkirche genutzt. Seit 1946 ist sie Wallfahrtskirche für das Bistum Görlitz und alljährlich Ziel von Bistumswallfahrten mit mehreren Tausend Teilnehmern. Die ebenfalls auf dem Gelände befindliche Pfarrkirche zum Heiligen Kreuz ist seit 1817 evangelisch. 2018 wird das Kloster Neuzelle seinen 750. Geburtstag feiern – mit Zisterziensern als Gastgebern.

Die Klosteranlage ist bei vielen als „Barockwunder Brandenburgs“ bekannt. Doch was bei dieser Pracht fast völlig untergeht, ist die Geschichte von Neuzelle. Am Anfang stand nicht das „Barockwunder“, sondern ein Zisterzienserkloster, das 1268 durch den Markgrafen Heinrich den Erlauchten (aus dem Hause Wettin) gegründet wurde. Die Hussitenkriege, die Reformation und

den Dreißigjährigen Krieg überstand das Kloster, wenn auch unter Verlusten. 1817 konnten sich die Zisterzienser nicht mehr in Neuzelle halten. Das Kloster wurde durch König Friedrich Wilhelm III. säkularisiert, und der Besitz ging an die staatlich verwaltete Stiftung Neuzelle über.

Neuzelle liegt heute in der tiefsten Diaspora. Hier gibt es knapp drei Katholiken auf einen Quadratkilometer. Die Pfarrei Neuzelle ist die zahlenmäßig kleinste Pfarrei im Bistum Görlitz – dem kleinsten Bistum Deutschlands. Das ehemalige Kloster Neuzelle hat allerdings in der DDR in den Jahren 1948 bis 1993 eine wichtige Rolle gespielt: Die Anlage beherbergte außer einem DDR-Lehrerinstitut (!) auch noch ein katholisches Priesterseminar. Da bis 1945 alle Priester im damaligen Mitteleuropa in Seminaren entweder in West- bzw. Süddeutschland oder in Schlesien ausgebildet wurden und die DDR-Behörden den Zuzug von neuen Priestern aus Westdeutschland bzw. der Bundesrepublik verboten, wurde die Gründung von eigenen Seminaren durch die Bischöfe auf dem Gebiet der DDR (Berlin, Magdeburg, Dresden–Meißen, Erfurt–Meiningen und Schwerin) notwendig. Diese Priesterseminare bestanden dann in Erfurt, Hysburg bei Magdeburg und in Neuzelle. Mit der deutschen Wiedervereinigung stellten Hysburg und Neuzelle ihre Tätigkeit ein.

Die sensationelle Meldung über die Neuau-

*Überraschung macht Freude, dem Überraschenden wie dem Überraschten: Pater Markus Gebhard Stark OCist mit der Vorsitzenden des St. Hedwigswerkes Elisabeth Reiß (Rietberg) am Rande der Schlesierwallfahrt in Bochum-Stiepel am 14. September 2016*





*Abt Gregor Henckel-Donnersmarck*

siedlung der Mönche im Kloster Neuzelle deutete bereits Pater Markus Gebhard Stark OCist am Rande der Schlesierwallfahrt in Bochum-Stiepel an, der nach fünfjähriger Tätigkeit das Ruhrgebiet verließ und seit dem 1. Oktober Provisor von St. Lorenzen am Steinfeld (Erzdiözese Wien) ist. Pater Stark, der aus Bludenz im Westen Österreichs stammt, erklärt auch, warum es kein Zufall ist, dass ausgerechnet die Zisterzienserabtei Stift Heiligenkreuz diese spektakuläre Wiedegründung ermöglicht hat: „Ich habe in Bregenz in der Zisterzienserabtei Wettingen–Mehreran in verschiedenen Bereichen 20 Jahre gearbeitet. Ich bin danach in die Abtei Stift Heiligenkreuz gewechselt: Dort habe ich meine späte Berufung zum Priesteramt gefunden und dort auch studiert. Damals waren wir 50 Theologiestudenten im Stift Heiligenkreuz – heute ist diese Hochschule eine Hochschule Päpstlichen Rechtes und hat über 300 Studenten. Früher haben vor allem die Wiener Studenten und Hochschulen auf uns heruntergeschaut – heute schaut man zu Heiligenkreuz hinauf! Heiligenkreuz

ist die größte Priesterausbildungsstätte im deutschen Sprachraum geworden. Heiligenkreuz hat auch den meisten Nachwuchs von allen europäischen Klöstern. Zu verdanken ist diese imposante Entwicklung in erster Linie Abt Gregor Henckel-Donnersmarck, der seit 1999 Rektor der Philosophisch-Theologischen Hochschule Heiligenkreuz und seit deren Erhebung zur Päpstlichen Hochschule 2007 deren Großkanzler war.“

Gregor Henckel-Donnersmarck OCist wurde 1943 in Breslau als Ulrich Maria Karl Graf Henckel von Donnersmarck geboren. Am 3. März 2007 verlieh Papst Benedikt XVI. Abt Gregor – unter Bezug auf dessen Amt als Großkanzler einer Päpstlichen Hochschule – das Recht, einen violetten Pileolus zu tragen, der Bischöfen und besonderen Prälaten vorbehalten ist.

Abt Gregor Henckel-Donnersmarck hatte in den österreichischen Medien wiederholt vielbeachtete Auftritte, beispielsweise bei seinem Vortrag zum Thema „Islam, Christentum und Relativismus“ auf der Fachtagung „Das Unbehagen mit der Religion“ im Islamischen Zentrum Wien. Elsayed Elshahed von der Islamischen Glaubensgemeinschaft in Österreich antwortete spontan auf den Vortrag: „Herr Abt, betrachten Sie dieses Haus als Ihr Haus!“ Es war das erste Mal überhaupt, dass ein hoher christlicher Würdenträger einen Vortrag in der Wiener Moschee hielt.

Abt Gregor Henckel-Donnersmarck war übrigens der katholische Geistliche bei der ökumenischen Trauung des Chefs des Hauses Preußen, Georg Friedrich (evangelisch), mit Sophie Prinzessin von Isenburg (katholisch) 2011 in der Friedenskirche in Potsdam. Dabei verlas er auch ein Grußschreiben von Papst Benedikt XVI. Die Hochzeit fand seinerzeit in den neuen Bundesländern ein großes Interesse und wurde sogar vom RBB-Fernsehen direkt übertragen.

*Johannes Rasim (KK)*

## Ein Bau wie ein offenes Buch

Bei der Sanierung des Schlosses Fürstenstein in Schlesien kann man darin lesen

In den kalten Novembertagen letzten Jahres konnte der Besucher von Schloss Fürstenstein in Schlesien eine weitere Instandsetzung beobachten, denn sichtbar schreitet die Sanierung der Dachspitze des Weißen Turmes voran. In schwindelnder Höhe von ca. 40 Metern über der Westterrasse wurde am Weißen Turm gearbeitet.

Nachdem im Frühjahr die Südseite des Schlosses neu eingedeckt worden war, folgte im Herbst die Westseite des Schlosses. Bereits vor einigen Jahren begann man mit der Erneuerung des Ost- und Nordteils des Daches. Dann zerstörte ein Feuer mehrere hundert Quadratmeter Dach und einen Teil des Dachbodens. Nun geht die Renovierung weiter. Mit seinen mehr als 160 000 Quadratmetern ist Schloss Fürstenstein eines der größten Schlösser in ganz Schlesien. Über der Hellebachschlucht in 395 Metern Höhe auf einer Felsenspitze, nördlich von Waldenburg und unweit von Liebichau, ragt Schloss Fürstenstein weit aus sichtbar empor.

Weil vermutlich das bei Freiburg in Schlesien gelegene Anwesen, die Vriburg, den Anforderungen einer Schutzburg und zum Schutze der Landesgrenze gegen Böhmen nicht mehr entsprach, errichtete Bolko I., Herzog von Schlesien, gegen Ende des 13. Jahrhunderts eine Reihe von Befestigungen, deren bedeutendste er zu seiner Residenz bestimmte und Fürstenberg nannte. Im Laufe der folgenden Jahrhunderte wechselte sie häufig die Besitzer. 1401 kam die Burg Fürstenstein in den Besitz von Jan von Chotemice, bis sie schließlich 1428–1429 von den Hussiten eingenommen und besetzt wurde. Ab 1430 besaß dann Jan von Chotemice Fürstenstein gemeinsam mit seinem Schwiegersohn.

Aufgrund zahlreicher Um- und Anbauten

verlor die Burg schnell die Anmutung einer Festung. Den größten Einfluss auf die heutige Gestalt hatte die Adelsfamilie derer von Hochberg, welcher das später zum Schloss ausgebaut Gebäude über 400 Jahre gehörte. Umfassende Veränderungen entstanden, als Reichsgraf Conrad Ernst Maximilian von Hochberg die Burg von 1772 bis 1774 in eine monumentale Barockresidenz umgestalten ließ. Die Deckenmalereien stammen von Felix Anton Scheffler.

Bereits 1509 wurde die Burg als Pfandbesitz von Konrad I. von Hoberg erworben, später fiel das Schloss an die Grafen von Hohberg (ab 1740 Hochberg). Durch Erbschaften durften sie sich ab 1847 „Fürsten von Pleß“ nennen. Zum letzten Mal änderte der Hauptbau des Schlosses sein Aussehen in den Jahren 1908 bis 1923. Reichsgraf Hans Heinrich XV., Fürst von Pleß, und seine Gemahlin Mary Therese Olivia Cornwallis West, genannt Daisy, ließen zwei neue Flügel im Stil der Neurenaissance anbauen. So entstand der Anbau des roten Schlossteiles, der Umbau des Turmes und die Anlage der Terrassen, aber auch die Neugestaltung des Innern.

Der älteste Teil, der Burgfried, ist noch heute das Zentrum der Anlage. Zwei fünfgeschossige Schlossflügel zeigen schon von weitem ein imposantes Kunstbauwerk. Das Torhaus wird von zwei Türmen flankiert. Die parkähnliche Anlage im Innenhof ist in einem gepflegten Zustand und wird von Skulpturen aus Sandstein umsäumt. Die architektonische Gestalt des Schlosses bewahrt bis heute alle möglichen Stilrichtungen. Über 400 Gemächer und Räume hat die große Schlossanlage, von denen die schönsten der Maximilianssaal mit einer reich verzierten Decke, der Chinesische



*Die größte Schlossanlage Schlesiens ist auch die größte renovatorische Herausforderung: Fürstenstein*

Foto: Stempowski

Salon, der Italienische Salon sowie die Jagdhalle darstellen.

Das Hauptschloss nutzen die Grafen von Hochberg ab 1928 nicht mehr, nur noch die beiden Kavaliershäuser. Die größte Schlossanlage Schlesiens war einer von mehreren auserkorenen Standorten für ein Führerhauptquartier. Doch sollte der damalige Reichskanzler diesen Prunk- und Trutzbau nie zu Gesicht bekommen. Er verwahrte sich vehement gegen alles, was auch nur einen Hauch von Adel, Prunk und preußischem Gehabe verströmte. Bis 1943 war Fürstenstein auch Sitz des Reichsbahnministeriums des Landes Schlesien.

Im Mai 1943 wurde das Schloss vom schlesischen Gauleiter beschlagnahmt, es kam zur Entscheidung, hier ein weiteres Führerhauptquartier zu errichten. Die Nationalsozialisten ließen das Schloss von Zwangsarbeitern zu einem der wichtigsten Punkte im Projekt „Riese“ ausbauen. Unter diesem Codenamen sind auch die kilometerlangen Tunnelanlagen im nahe gelegenen Eulengebirge, dem heutigen Sowie Góry,

entstanden. Über deren Bestimmung wird noch immer gerätselt. Es liegt nahe, dass die Beschlagnahme wegen Landesverrates erfolgte, denn nach der Familienüberlieferung der Hochbergs trug diese dazu bei, dass Hans Heinrich XVII., der vierte Fürst von Pleß, bereits 1932 nach Großbritannien übergesiedelt war, dort später die britische Staatsangehörigkeit erhielt und im Zivilschutz Dienst verrichtete, während sein Bruder Alexander Graf Hochberg sich der polnischen Armee anschloss. Zudem hatte die SS größtes Interesse am Schloss. Sie wollte hier nicht nur eine Luftwaffenschule einrichten, sondern auch das Kellersystem im Rahmen des Projektes „Riese“ als Lager- sowie Standort höherer und höchster Führungsstäbe ausbauen.

Das Schloss diente auch als Auslagerungsstätte für wertvolle Bestände der Staatsbibliothek zu Berlin. Darunter wurde ein System unterirdischer Gänge angelegt, bis heute hat man eine Länge von insgesamt zwei Kilometern entdeckt. Immer wieder werden neue Abschnitte des Tunnelsystems gefunden. Vor dem eigentlichen

Schlosseingang im Innenhof wollte man bis in 50 Meter Tiefe einen Aufzug einrichten und eine Schmalspurbahn, die die Tunnel mit einem Abzweig zur Bahnlinie bei Liebichau verband, dies wurde nach dem Krieg sofort abgebrochen. Die Anlagen wurden jüngst auch mit dem Standort des angeblichen Goldzuges in Verbindung gebracht. Vielleicht sollten dort Verstecke für Beutekunst entstehen.

Von der ursprünglichen Einrichtung ist infolge des Zweiten Weltkrieges nichts erhalten geblieben. Es wurden wertvolle bauliche Inneneinrichtungsteile und Architekturzeugnisse vernichtet, so die Innenarchitektur des Krumpfen Saales, vom spätbarocken Konradsaal blieben lediglich Reste übrig. Der geplante Ballsaal wurde nie fertig, er ist bis heute leer, es sollen darin, so wurde berichtet, noch Farbeimer gestanden haben. Vielleicht wollte man dort die Zentrale des Hauptquartiers errichten.

Später wurden das Schloss und auch die Nebengebäude durch sowjetische Truppen besetzt und die bis zu dem Zeitpunkt noch bestehende Inneneinrichtung und das Mobiliar geplündert. Das Schloss und auch einige Parkanlagen waren der Bevölkerung nie zugänglich. Man sah nur Autos hinein und heraus fahren, vermutlich beladen mit wertvollen Einrichtungsgeständen, über deren Verbleib man bis heute rätselt.



Archivaufnahme  
Bild: der Autor

Sodann ging das Schloss an die polnischen Behörden über, stand über zehn Jahre leer, erst 1956 wurde mit konservatorischen Arbeiten begonnen, die 2002 größtenteils abgeschlossen werden konnten. Bis 1990 wurde das Gebäude unterschiedlich genutzt, am 1. Juni 1990 ging es in den Besitz der Gemeinde Waldenburg über. Es ist noch nicht lange her, dass der Magistrat von Waldenburg, dem heutigen Wałbrzych, als Eigner von Schloss Fürstenstein die touristische Nutzung von mehr als 3200 Quadratmetern unterirdischer Anlagen freigegeben hat. Sie befinden sich auf zwei Ebenen, die 15 und 50 Meter unterhalb des Schlosses liegen.

Der Zugang für Touristen war aufgrund der Forschungsaktivität des Geophysikalischen Instituts der Polnischen Akademie der Wissenschaften (IGF) bisher nur sehr eingeschränkt möglich. Das IGF betreibt dort eine Messstation, die wie an keinem anderen Ort in Polen Bodenschwingungen erfassen kann, wird diese aber verlegen. Noch in diesem Jahr soll vor Ort eine unterirdische Touristenroute eröffnet werden. Eine Ausstellung soll über die Entstehungsgeschichte der Tunnel informieren, soweit sie sich rekonstruieren lässt. Zudem wird ein Teil der Schau der Arbeit des IGF gewidmet sein.

Gegenwärtig ist der gesamte Schlosskomplex einschließlich der Terrassen und Wirtschaftsgebäude für den Besucherverkehr freigegeben und wird teilweise als gastronomisches sowie Hotelobjekt genutzt, wobei die nicht oder nur teilweise rekonstruierten Räume verschiedenste Verwendung (als Galerien, Räume für Wechselausstellungen, Restaurants, Souvenirstände) gefunden haben. Das Schloss dient auch als Kulisse für kulturelle Veranstaltungen. Einen Besuch ist es allemal wert!

(Quellenangabe: Ksiaz Fürstenstein, 2001; Broschüre Schloß Fürstenstein, o. J.; Schlesien-Lexikon, 1996; Wikipedia)

*Michael Ferber (KK)*

## Von Büchern umgeben

### Und nicht von Grenzen: Zum 70. Geburtstag von Wolfgang Kessler

Am 22. Dezember 2016 feierte der ehemalige Direktor der Martin-Opitz-Bibliothek Herne, Dr. Wolfgang Kessler, seinen 70. Geburtstag. Auf diesen verantwortungsvollen Posten war der in Mönchengladbach wohnende Jubilar über Stationen gelangt, die fast alle im Rhein-Ruhr-Gebiet liegen: Nach dem Studium der osteuropäischen Geschichte und Slawistik legte er 1973 an der Ruhr-Universität Bochum die Magisterprüfung ab, auf die später in Düsseldorf die Promotion folgte. Einige Jahre arbeitete er als wissenschaftlicher Mitarbeiter bzw. Hochschulassistent an den Universitäten Köln, Düsseldorf und Marburg. Nebenbei redigierte er die Zeitschrift „Deutsche Ostkunde“, für die er Dutzende von Besprechungen verfasste.

Im Jahre 1989 kehrte Kessler nach Herne zurück, wo er bereits von 1976 bis 1979 als Bibliothekar an der von Viktor Kauder gegründeten Bücherei des deutschen Ostens gearbeitet hatte. Über zwei Jahrzehnte, bis 2011, leitete er die inzwischen in Martin-Opitz-Bibliothek umbenannte kulturelle Einrichtung, die er in kurzer Zeit zu einer überregional angesehenen wissenschaftlichen Institution ausbaute.

Mit leichter Übertreibung lässt sich sagen, dass Wolfgang Kessler die Herner Bibliothek aus einem „Winterschlaf“ geweckt hat. Dasselbe könnte man von der Posener Kommission behaupten, deren voller Name wie folgt lautete: Historisch-landeskundliche Kommission für Posen und das Deutschtum in Polen. Nach dem Tode ihres hoch angesehenen Vorsitzenden Gotthold Rhode (1990) verlor sie viel von ihrer alten Leistungsfähigkeit. In dieser Notlage wählte die Kommission im Januar 1996 Wolfgang Kessler zu ihrem Vorsitzenden, was sich bald als Glücksfall erweisen sollte.

Dass mit ihm ein frischer Wind in die Kommission einzog, war schon an seinem Antrag auf Änderung ihres Namens zu erkennen. Nicht nur jungen Mitgliedern missfiel der Terminus „Deutschtum“ mit seinem etwas antiquierten, überholten Beigeschmack, so dass sich 1997 nach kontrovers geführter Diskussion die Mitgliederversammlung mit großer Mehrheit für den Namen Kommission für die Geschichte der Deutschen in Polen entschied. Kessler brachte einige längst begonnene, aber immer noch nicht abgeschlossene Arbeits-



*Wissen macht froh und gibt Gelassenheit – hinter und vor jeder Tür: Dieter Kessler*

Bild: privat



vorhaben zum Druck, darunter zusammen mit dem Chronisten die „Beiträge zu einem Biographischen Lexikon der Deutschen aus der Provinz Posen“. Ferner begründete er die beiden Schriftenreihen „Erinnerung und Biographie der Deutschen in Polen“ sowie „Beiträge zur Geschichte der Deutschen in Polen und der deutsch-polnischen Beziehungen“.

Sein erste größere Publikation war eine Zusammenstellung der „Ost- und südostdeutschen Heimatbücher und Ortsmonographien nach 1945“ (1979), herausgegeben von der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat. Allein Schlesien betreffen zwei Bibliographien schlesischer Periodika: Im Jahre 1984 erschien das Gesamtverzeichnis der „Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens“ und der „Schlesischen Geschichtsblätter“, 2012 ein solches der Vierteljahresschrift „Schlesien“, die 1996 eingegangen ist.

Gemeinsam mit dem jetzigen Kommissionsvorsitzenden Dr. Markus Krzoska gab Wolfgang Kessler im Jahre 2013 das Gemeinschaftswerk „Zwischen Region und Nation“ heraus. Der Untertitel „125 Jahre Forschung zur Geschichte der Deutschen in Polen“ lässt erahnen, dass darin auch die Geschichte der Kommission und die ihrer Vorgängerin, der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen, behandelt wird.

Mit zwei wissenschaftlichen Institutionen bleibt das Lebenswerk des Jubilars eng verbunden: erstens mit der Martin-Opitz-Bibliothek und zweitens mit der Kommission für die Geschichte der Deutschen in Polen. Beide hat er durch seine unermüdliche Tatkraft und seinen Ideenreichtum aus einer Talsohle hinausgeführt. Wolfgang Kessler kennt sich in allen ehemaligen preußischen Ostprovinzen sehr gut aus. Er ist Experte längst nicht nur für Posen und Schlesien.

*Helmut Neubach (KK)*

## **Mäzenatentum, australisch-ungarisch**

In Regensburg ward es Ereignis

Im Jahre 1986 schrieb ein Mann namens Györy im fernen australischen Victoria ein Testament. Er war damals nach allen Recherchen wohl gerade pensioniert worden. Dann lebte dieser Györy noch 22 Jahre und starb 2008, sicher fast 90-jährig. Nun wurde das Testament eröffnet und zu aller Erstauen das Ungarische Institut in München als Alleinerbe des Vermögens festgestellt. In Australien war das Institut naturgemäß gar nicht bekannt war und musste zunächst ermittelt werden. In München wiederum konnte in den Akten nichts über Herrn Györy ausfindig gemacht werden. Rätsel über Rätsel.

Man begann Verhandlungen, nahm 2009 die Erbschaft an und überlegte, was nun zu tun sei. Schließlich wurde der Plan gefasst,

eine Stiftung an der Universität Regensburg zu errichten, was noch einmal einige Zeit in Anspruch nahm. Am 30. Januar 2017 war es so weit: Im Foyer der Zentralbibliothek der Universität Regensburg versammelten sich über drei Dutzend Persönlichkeiten zur Gründungsfeier der Stiftung Ungarisches Institut.

Udo Hebel, der Präsident der Universität Regensburg, gab seiner Freude Ausdruck, im Rahmen der Wissenschaftlichen Institute für Osteuropastudien (WIOS) mit der Errichtung dieser Stiftung einen großen Schritt nach vorn gehen zu können, um die nachhaltige Förderung der Forschung, Lehre und Kooperationen des Hungaricum – Ungarisches Institut zu gewährleisten. Altrector Alf Zimmer, dem das Hauptver-

dienst an der Stiftungsgründung zukommt, berichtete über die Entwicklung der Ungarnstudien (Hungarica) in den letzten zehn Jahren.

Zsolt K. Lengyel, der Direktor des Ungarischen Instituts, gab einen Einblick in die außergewöhnliche Geschichte der Erbschaft. Michael Mihatsch vom Bayerischen Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst, sowie Stadtrat Dieter Daminger für die Stadt Regensburg bestätigten die Bedeutung der Gründung für Stadt und Freistaat. Abschließend hob

Gábor Tordai-Lejkó, der Generalkonsul von Ungarn in München, den Stellenwert des Ungarischen Instituts im Rahmen der deutsch-ungarischen Beziehungen hervor und unterstrich insbesondere den wertvollen Beitrag, den Hanns-Seidel- und Konrad-Adenauer-Stiftung seit vielen Jahren als Vermittler zwischen beiden Ländern leisten.

Nach den Ansprachen wurden die Gründungsdokumente feierlich unterzeichnet und auf den unbekanntenen Mäzen Györy in Australien angestoßen.

(KK)

## Der ungarndeutsche Teddybär

### Gedenktag in München

Ein leicht ramponierter Teddybär war das Wahrzeichen der Ausstellung „Mitgenommen – Heimat in Dingen“ im Münchner Haus des Deutschen Ostens. Nun kam er auf die Bühne in der Allerheiligen Hofkirche der Residenz München. Eine 14-köpfige Schüler-Theatergruppe der Grassalkovich Antal Altalanos Iskola/Antal-Grassakovich-Grundschule in Budapest-Soroksár spielte die Geschichte der Ungarndeutschen nach.

Die Schule gilt nach den Worten ihrer Direktorin Erzsébet Kreisz als Eliteschule, in der einige Fächer in Deutsch unterrichtet werden, so dass die Absolventen die Sprache beherrschen. Der Teddybär war von einem Kind im Fluchtgepäck nach Deutschland mitgenommen worden. Die Grundbotschaft, vor dem Schlussstanz der Schülerinnen und Schüler deutlich ausgesprochen, lautete: „Nie wieder Vertreibung“.

Eingeladen zur Gedenkveranstaltung anlässlich des Gedenktages für die vertriebenen Ungarndeutschen hatte Generalkonsul Gabor Tordai-Lejko zusammen mit dem Haus des Deutschen Ostens, dem BdV Bayern und der Deutschen Jugend in

Europa (djo) sowie der Landsmannschaft der Karpatendeutschen in Bayern. Der Vizepräsident des Ungarischen Parlaments, Dr. Gergely Gulyas, sagte ebenfalls in fließendem Deutsch: „Der ungarische Staat hat die moralische Verantwortung für die Vertreibung der Ungarndeutschen übernommen. Sie hatten keine Schuld, außer dass sie Deutsche waren.“

Andere Redner erinnerten daran, dass die Deutschen vor rund tausend Jahren mit ihrer Königin Gisela ins Karpatenbecken kamen und dass – eine für die Heimatverbundenheit der Ungarndeutschen bezeichnende Einzelheit – sogar bei der Vertreibung aus einem der Güterwagen die ungarische Flagge hing. Die Ungarndeutschen heute haben zwei Heimaten, so hieß es. Fährt einer von Deutschland nach Ungarn, sagt er: „Ich fahre heim“, reist er von dort zurück, sagte er ebenfalls: „Ich fahre heim“.

Laut der letzten Volkszählung in Ungarn gehören 186 000 Personen zur ungarndeutschen Minderheit.

*Norbert Matern (KK)*

## **Auch Hoffnung kann man fotografieren**

*Blanka Lamrová: Zlom epochy Praha 1989. Zeitenwende Prag 1989. The End of an Era Prague 1989. KANT, Prag 2016, 115 Seiten, 450 tschechische Kronen*

Der vorliegende Band enthält außer einem Vorwort, das in tschechischer, deutscher und englischer Sprache abgedruckt ist, ausschließlich Fotos. Die Bilder sind ohne Unterschrift oder Titel wiedergegeben. Die renommierte Fotografin Blanka Lamrová kann sich darauf verlassen, dass die Motive für sich selbst sprechen.

Aufgeteilt ist dieser ausdrucksstarke Bildband in die Kapitel „Flüchtlinge“, „Die samtene Revolution“ und „Eine neue Zeit“. Bilder aller drei historischen Brennpunkte der Jahre 1989 und 1990 waren seinerzeit um die Welt gegangen. Nur auf den ersten Blick haben diese dramatischen Phasen in der Geschichte der Tschechoslowakei und Prags nichts miteinander zu tun. Doch der innere Zusammenhang lag damals nicht nur in Prag in der Luft.

Der mit dem Stichwort „Flüchtlinge“ überschriebene Bilderteil beleuchtet jene dramatischen Vorgänge, die sich im Sommer 1989 in und um die bundesdeutsche Botschaft im Prager Palais Lobkowitz abgespielt haben. Tausende DDR-Bürger hatten dort Unterschlupf gesucht, um von hier aus in die Bundesrepublik ausreisen zu können. Hunderte von verlassenen Autos prägten das Bild der umliegenden Straßen. Neben sympathischen Gesten der Solidarität und Hilfsbereitschaft von Prager Bürgern beeindruckten vor allem Bilder aus dem Botschaftsgarten, zumal die sozialen und vor allem hygienischen Zustände die Maße des Erträglich zu sprengen gedroht hatten. Die Menschen hausten auf den überfüllten Gängen und Fluren sowie in Zelten im verschlammten Garten. Zum Teil musste

man stundenlang an den improvisierten Toiletten anstehen. Die Gefahr eines Ausbruchs von Seuchen wuchs. Der Botschafter Hermann Huber und seine Mitarbeiter sowie die hinzugekommenen Kräfte des Roten Kreuzes leisteten Übermenschliches.

Das unbeholfene Unterfangen der Ostberliner Führung, am 4. Oktober 1989 die Grenze zwischen der DDR und der CSSR zu schließen, wirkte wie ein Katalysator. Am 9. November ereignete sich der Mauerfall in Berlin, und Mitte November 1989 wurde mit der Samtenen Revolution das Ende der kommunistischen Diktatur in der CSSR eingeläutet. Die Momentaufnahmen aus den Straßen Prags erinnern in ihrer Spontaneität an Szenen der aufregenden Zeit des Prager Frühlings von 1968. Zehntausende Menschen, die sich auf dem Altstädter Ring und auf dem Wenzelsplatz versammelten, demonstrierten friedlich für das Abtreten des ungeliebten Regimes der tschechoslowakischen Kommunisten. Wie bereits im Jahr 1968 ersetzten auch in den Monaten der Samtenen Revolution selbstgeschriebene Plakate und Transparente die öffentliche Auseinandersetzung der Meinungen. „Havel auf die Burg!“, „In der Einheit liegt die Kraft, in der Vielfalt die Hoffnung“ oder „Rückkehr nach Europa“ waren populäre Slogans, die an Wände oder Schaufenster geklebt wurden. Nach Jahrzehnten einer sowjetisierten Stagnation bewiesen die Tschechen und Slowaken sich und der Welt, dass sie Europäer sind, die ihre bürgerlichen Werte wieder zum Leben erweckt haben.

Im abschließenden Kapitel „Eine neue Zeit“ rühren besonders die ungelungenen Gesten, welche die ersten Schritte jenseits eines Lebens unter totalitärer Herrschaft kennzeichneten. Gerade von der Unbeholfenheit und Improvisation gingen jedoch jene sympathischen Impulse aus, mit denen der Dichter-Präsident und frühere Dissident Václav Havel damals die Herzen seiner Mitbürger, aber auch viele Freunde im Ausland

gewann. Statt unkontrollierter Macht herrschten jetzt die Hoffnungen auf ein Leben ohne oktroyierte Staatsideologie. Aus der ganzen Welt trafen Gäste ein, etwa das britische Thronfolgerpaar, Papst Johannes Paul II. oder der Dalai Lama.

Der Künstlerkollege Josef Moucha fasst in seinem engagierten Vorwort die damaligen politischen Umstände pointiert zusammen. Sämtliche Szenarien waren letztendlich Ausdruck des Zerfalls jener ökonomisch wie moralisch zerrütteten Gesellschaftsformationen, die sich selbst als „real existierender Sozialismus“ bezeichnet hatten. Die Macht des Sozialismus, die von keinen demokratischen Wahlen legitimiert war, beruhte auf der unverhüllten Gewalt des Großen Bruders, der Sowjetunion.

Nachdrücklich betont Josef Moucha, dass die Genossen bis zur Samtenen Revolution im November 1989 die Macht fest im Griff hatten und nicht gewillt waren, diese zu teilen. Die Authentizität der Fotos gewinnt daher an Bedeutung, zumal zum Zeitpunkt ihrer Aufnahme „über die positive Entwicklung der Geschichte noch keineswegs entschieden war. Erst mit zeitlichem Abstand entsteht der Eindruck, die Sache habe nicht anders als glücklich enden können.“ Ein Gedanke, der ein Vierteljahrhundert nach dem Zerfall des „realen Sozialismus“ an Bedeutung nicht hoch genug einzuschätzen ist, zumal sich in Mitteleuropa ein gewisser Gedächtnisschwund bemerkbar macht und in Russland eine unkritische Sowjetnostalgie um sich greift. Vor dem Hintergrund zweier totalitärer Diktaturen auf deutschem Boden hat der Schriftsteller Reiner Kunze eine Mahnung von brennender Aktualität formuliert: „Vergangenheit nicht zu kennen, kann die Zukunft kosten.“

Volker Strebel (KK)

## Einmalig jung und zweisprachig

*Das deutschsprachige Prag. Hrsg. von Radek Aubrecht und Wolfgang Schwarz, Adalbert Stifter Verein, München 2016. 76 S., zahlreiche Abbildungen. 5 Euro*

Das von Radek Aubrecht, Lehrer am Prager Gymnázium Na Zatlance, geleitete Schulprojekt Nemecký mluvící Praha dauerte knapp

vier Jahre (2008–2011). Mehr als 50 Schüler mehrerer Jahrgänge nahmen daran teil und suchten nach Spuren der einstigen deutschen Bevölkerung in Prag. In ihrem eigenen Stil formulierten die Schüler ihre Erkenntnisse über Kultur- und Alltagsleben der Prager Deutschen. Im Jahr 2014 wurde der Band „Nemecký mluvící Praha“, gefördert über die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien und in Kooperation mit dem Franz-Kafka-Verlag Prag (Nakladatelství Franze Kafky) in tschechischer Sprache veröffentlicht.

Um die Ergebnisse dieses Projekts auch dem deutschsprachigen Publikum zugänglich zu machen, wurde das Buch Ende 2016 in deutscher Übersetzung von Wolfgang Schwarz, Kulturreferent für die böhmischen Länder im Adalbert Stifter Verein, herausgegeben. In den einzelnen Kapiteln werden u. a. Literatur, Theater, Universität, Vereine und Organisationen der deutschen Bevölkerung in Prag unter die Lupe genommen.

Im Unterschied zur tschechischen Ausgabe wurden zur Illustration mehr zeitgenössische und aktuelle Fotografien verwendet, die es dem Leser ermöglichen sollen, den beschriebenen Spuren auch im heutigen Prag nachzugehen. Für die Zustimmung zur Herausgabe der deutschen Übersetzung ist dem Projektleiter Radek Aubrecht vom Prager Gymnázium Na Zatlance zu danken. Die Publikation wurde gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.

Das Buch kann beim Adalbert Stifter Verein unter dieser Adresse bestellt werden: sekretariat@stifterverein.de oder Telefon: 089 622 716 30.

(KK)

## Zeitgeschichte als Krimifundus

*Elisabeth Herrmann: Versunkene Gräber. Goldmann, München 2014. TB, 447 S. 9,99 Euro*

Elisabeth Herrmann hat sich in den letzten Jahren (nicht nur) mit ihren Krimis über die jüngere deutsche Geschichte einen Namen gemacht. Ihr Ermittler, der Berliner Anwalt Joachim Vernau (hat da nicht schon mal jemand namens Joachim Fernau in Sachen Vergangenheit ermit-

telt?), eilt seinem polnischen Freund Jazek zu Hilfe, der unter Mordanklage im Gefängnis sitzt. Er findet die gemeinsame Freundin Marie-Luise in einem polnischen Krankenhaus, ebenfalls des Mordes verdächtig.

Um den Freunden zu helfen, muss er sich von einer widerspenstigen polnischen Anwältin unterstützen lassen – gemeinsam spüren sie alten Familiengeheimnissen nach, die sie ins Jahr 1945 zurückführen, zu Flucht und Vertreibung, Kriegsende, Neubeginn in der Gegend um Grünberg. Ein alter deutscher Friedhof sorgt für die Gespenster der Vergangenheit. Der „Fall“ wird gemeinsam gelöst, außerdem werden junge Polen deutsche Traditionen fortsetzen.

Es wird viel Zeitkolorit eingebracht, das Zentrum gegen Vertreibungen etwa taucht auf, Flüchtlingsgeschichten. Nur einmal sitzt die Autorin einem heute üblichen Übersetzungsfehler auf und verlegt die Graudenzer Goetheschule nach Pommern. Interessante Geschichte, spannend und abwechslungsreich erzählt, recht verwickelt, manchmal etwas gruselig.

*Barbara Kämpfert (KK)*

## **Kardinal-Bertram-Stipendium**

*Themen für das Jahr 2017*

Die Kardinal-Bertram-Stiftung fördert in Verbindung mit dem Institut für Kirchen- und Kulturgeschichte der Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa e. V. die Erforschung der schlesischen Kirchengeschichte.

Das Institut gewährt jährlich zwei Kardinal-Bertram-Stipendien in Höhe von je 2000 Euro, um Forschungsreisen in Archive innerhalb und außerhalb der Bundesrepublik Deutschland zu ermöglichen. Ausgeschrieben werden zur Bearbeitung 2017 folgende Themen: a) Kunst und Öffentlichkeit im gegenreformatorischen Schlesien, b) Breslauer Bistumsgeschichtsschreibung außerhalb der Universität, c) Die Rundbriefe von Grüssau und Lauban als Mittel der Vertriebenenenseelsorge. Sammlung der zerstreuten Gemeinden.

Bewerbungen mit eigenen einschlägigen Themen sind erwünscht unter der Anschrift:

Institut für Kirchen- und Kulturgeschichte der Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa e. V., Sekretariat, Seelhausgasse 11a, 72070 Tübingen, ikkdos@web.de. Um ein Kardinal-Bertram-Stipendium können sich Studierende und Absolventen von Hochschulen, insbesondere Theologen und Historiker, bewerben. Bevorzugt werden jüngere katholische Antragsteller.

Die Entscheidung über die Zuerkennung trifft das Kuratorium des Kardinal-Bertram-Stipendiums. Es wählt für jeden Stipendiaten einen Tutor aus. Die Bearbeitung beginnt im Jahr 2017, zunächst mit der Durchsicht der in Bibliotheken vorhandenen Quellen und Literatur, dann mit Reisen in auswärtige Archive. Jeder Stipendiat wird von einem Tutor betreut; dieser zeigt ihm die Problemstellung seines Themas auf, erteilt ihm Ratschläge für die Materialsammlung in den in Frage kommenden Bibliotheken und Archiven, die planvolle und methodische Stoffauswahl sowie die wissenschaftliche Darstellungsform.

*(KK)*

## **„Ich kann nicht hassen“**

*Sudetendeutsche wollen Max-Mannheimer-Straßen*

Bernd Posselt, Sprecher und Bundesvorsitzender der Sudetendeutschen, hat die Kommunen aufgefordert, repräsentative Straßen und Plätze nach dem im letzten Jahr verstorbenen ehemaligen KZ-Häftling, Schriftsteller und Maler Max Mannheimer zu benennen.

Anlass dieses Vorstoßes ist die Ablehnung eines entsprechenden Beschlusses in Bad Aibling. Mannheimer stammte aus dem nordmährischen Neutitschein, engagierte sich als Vorsitzender der Lagergemeinschaft des ehemaligen Konzentrationslagers Dachau und in der Sudetendeutschen Landsmannschaft, die ihn 2012 mit ihrem Europäischen Karlspreis ehrte. Posselt nannte Mannheimer eine herausragende Persönlichkeit des Vierten bayerischen Stammes, der allein schon mit seinem Lebensmotto „Ich kann nicht hassen“ ein unvergängliches Vorbild für die Jugend sei.

*(KK)*



*Auschwitz Birkenau*

Bild: der Autor

## „Grüße aus Auschwitz“

Zur Frage, ob man Postkarten aus ehemaligen KZs verschicken darf

Als die POP-Ikonen David Bowie, Prince und Leonard Cohen starben, trauerte man in sozialen Medien so viel wie noch nie zuvor. Das Sterben ist zur öffentlichen Angelegenheit geworden.

Seit der Befreiung von Auschwitz-Birkenau haben Millionen in organisierten Gruppen oder individuell diese Gedenkstätte besucht. Unzählige Bilder wurden aufgenommen und veröffentlicht. In der Ära von Selfies sind Fotos vor dem Eingangstor mit der Inschrift „Arbeit macht frei“ zu einer Plage geworden. Und mit dem Spiel „Pokemon GO“ konnte man noch bis vor kurzem virtuelle Gestalten auf dem Gelände jagen. Dies alles wurde verboten. Wie ist es aber

mit den Postkarten – darf man welche aus Auschwitz verschicken? Und kann man somit Gedenkstätten als touristische Orte behandeln?

Ich blättere in dem Buch „Grüße aus Auschwitz“ von Paweł Szypulski (erschieden auf Polnisch und Englisch im Verlag Fundacja Sztuk Wizualnych in Krakau und im Verlag Edition Patrick Frey in Zürich) und lese darin, was Jana geschrieben hat: „Ich halte mich in Auschwitz auf. Wir schlafen in dem Konzentrationslager wie auf der Rückseite. Ich gebe Dir keine Adresse, denn morgen fahre ich weiter nach Krakau. Ich grüße alle.“ Czesieks Schwester schrieb: „Mit dem Rauschen des Sommerwindes sende ich

einen Transport von heißen Grüßen aus Auschwitz.“ Und Ala und Halina schickten folgende Grüße: „Wir machen hier einen Ausflug mit unserer Klasse. Es ist fein. Doch Auschwitz bedrückt uns; und noch dieses Wetter – typisch herbstlich und düster.“ Solche und ähnliche Worte findet man auf Post- und Ansichtskarten, die seit dem Kriegsende aus dem größten ehemaligen NS-Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau verschickt worden sind.

Eine Post- oder Ansichtskarte hatte immer schon mehrere Funktionen: Sie war Sammelobjekt und später ein bildliches Zeichen und Andenken, das man mit ein paar netten Worten verschickte. Sie war ein Kommunikations- und ein Informationsmedium. Auf eine Postkarte druckte man alles, was wesentlich zu sein schien. Das waren Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts nicht nur idyllische Landschaften, sondern auch Opfer des Ersten Weltkrieges, zerstörte Städte, Irrenanstalten oder sogar elektrische Stühle in den USA. „Ansichtskarten dokumentieren natürlich zuallererst: Ich war hier, und ich habe an dich gedacht“, meint Professor Joachim Kallinich, Ethnologe. In Anlehnung an Adornos resoluten Satz sagt er: „Nach und von Auschwitz kann man weder Gedichte noch Postkarten schreiben.“ Sicherlich gebe es Menschen, die Hemmungen hätten, von einem Ort mit dieser Geschichte eine Postkarte oder ein Selfie zu schicken, meint Kallinich. „Jenseits davon kann das aber auch als eine Entlastung von den erdrückenden Erlebnissen und Eindrücken interpretiert werden. Und so würde ich sagen, wir sitzen nun entspannt in einem Café, reden gelöst, lachen befreit und schreiben eben Ansichtskarten“, fügt er hinzu.

An dem Tag, an dem ich Auschwitz be-

suche, ist es windig und grau, es nieselt. Eine Gruppe deutschsprachiger Besucher nimmt an einer Führung teil. Der Fremdenführer zeigt uns das Gelände: „In der Nähe war das erste Krematorium, die erste Gaskammer, Hauptkommandantur, Verwaltung ...“ Unter uns ist Anna, Mitte dreißig. Eigentlich hatte sie nur Herkunftsorte ihrer Familie in Schlesien besuchen wollen. Auschwitz war in der Nähe, so entschied sie sich bei der Gelegenheit, hierher zu kommen. Auch Anna wollte eine Postkarte an ihrer Familie nach Bochum schicken. Was wollte sie schreiben? „Da müsste ich mir noch so ein paar Gedanken machen“, sagt sie, „aber auf jeden Fall nichts in der Art, dass man im Ausland ist und irgendwie Urlaub macht und schreibt ‚Schöne sonnige Grüße aus‘ .... Das, was man hier fühlt, das kann man gar nicht in Worte fassen.“

**„Wir leben in einer Bilderära und erinnern uns an unsere Erlebnisse durch Bilder. So werden auch hier Fotos gemacht. Viele von ihnen gehen in die Welt hinaus.“**

Und doch hat man es schon oft versucht ... Die Reduktion des Wissens über den Holocaust auf einen banalen, immer wieder ähnlichen Gruß, versehen mit einem Foto des Vernichtungsortes, ruft einen gewissen Widerwillen hervor. Diese Kombination ist höchst unangemessen und unzulässig, meint der studierte Anthropologe Paweł Szypulski. Er ist, wie gesagt, Autor des Albums „Grüße aus Auschwitz“. „Es schockiert besonders dann, wenn wir mehrere von solchen ‚unbedachten‘ Postkarten auf einmal sehen. Denn wir sind darauf nicht vorbereitet“, sagt Szypulski. „Die Besuche in ehemaligen Vernichtungslagern sollten uns ernsthaft erschüttern. Und so glaube ich nicht, dass jemand, der sich die Greuelthaten der Nazis bewusst macht, so eine Postkarte aus Auschwitz versenden könnte“, unterstreicht er.

Professor Joachim Kallinich dagegen sieht darin einen Akt der Befreiung von dem, was man an schrecklichen Bildern gesehen hat.

Jugendliche würden heutzutage anders mit dem Thema umgehen: „Für sie ist es mit Sicherheit ein ganz bedrückendes und belastendes Erlebnis. Und das schreit ja geradezu nach Auflösung.“ Dass Selfies in Auschwitz oder im Holocaust-Denkmal in Berlin gemacht werden, war für den Ethologen zunächst unverständlich. „Ich glaube aber, all das ist gleichsam ein Befreiungsschlag, der notwendig ist. Man kann den Holocaust ja nicht ständig thematisieren und ständig im Kopf behalten, was man dort gesehen oder erlebt hat. Sonst wird man alltagsuntauglich.“

„Bitte machen Sie keine Fotos in dem Raum der Haare, in der Gaskammer“, sensibilisiert der Touristenführer die Besucher. Laut Pressestelle stellt das Staatliche Museum Auschwitz-Birkenau keine Postkarten mehr her. Stattdessen verkauft es Sets mit hochwertigen Fotos des ehemaligen Konzentrationslagers. Aber in einem Kiosk vor dem Museumseingang kann man immer noch Postkarten kaufen. Und sie werden von Besuchern jeder Nation und jeden Alters gekauft, stellt die Verkäuferin fest: „Viele Leute kaufen diese Postkarten als Geschenk oder um sie später zu verschicken. Das ist ziemlich natürlich für viele Leute, Postkarten zu verschicken.“ Und sie fügt empört hinzu: „Ich finde, man darf solche Postkarten nicht verschicken. Sie sind von Auschwitz-Birkenau, und Sie wissen, was Auschwitz-Birkenau bedeutet!“

Auf das, was außerhalb des Museums passiert, kann dieses keinen Einfluss nehmen, meint Paweł Sawicki, Mitarbeiter der Pressestelle. Er ist auch Fotograf und hat viele Motiven des ehemaligen KZs in Bilder gebannt, die veröffentlicht wurden: „Wir leben in einer Bilderära und erinnern uns an unsere Erlebnisse durch Bilder. So werden auch hier verschiedene Fotos gemacht. Viele von ihnen gehen in die Welt hinaus.“ Die Foto-Sets des Museums sind laut Sawicki nicht zum Verschicken gedacht: „Unsere Foto-Sets sollen eher die Besucher zum Nachdenken motivieren darüber, was sie gesehen haben. Somit wollen wir Bildung und Erinnerung schaffen.“

Es sei dahingestellt, ob das mit den ästhetisierten Bildern gelingt. Die Erinnerung wird zunehmend alltäglich, oft ohne den gehörigen Respekt. Banalität und Kommerz umgeben auch den Holocaust. So besteht die Gefahr, dass Fakten durch Fiktionen verdrängt werden. Am besten illustrierte es 1996 der polnische Künstler Zbigniew Libera, indem er aus Protest das Werk „LEGO. Concentration Camp“ schuf – einen Karton der weltbekannten Spielzeugfirma mit einem Konzentrationslager darauf.

Nachdem sie über all das nachgedacht hat, kommt für Anna aus Bochum eine Postkarte aus Auschwitz nicht mehr in Frage: „Eher nicht. Ne!“, sagt sie und verlässt den Museumsladen.

*Arkadiusz Luba (KK)*



Bild: Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas



## Reden kann man nur Sprachen, hören vieles mehr

Deutsch-polnische Harmonie in einem Berliner Kammerkonzert erinnert an grenzübergreifende Musiktraditionen

Wer in Berlin während der 67. Berlinale etwas Nichtfilmisches plante, war wohl tollkühn. Aber wer damit den Festsaal der Berliner Staatsbibliothek zu etwa zwei Dritteln füllte, prägte eine neue Definition von „Erfolg“. Den durfte sich das Potsdamer Deutsche Kulturforum östliches Europa zugute schreiben, nachdem es durch den Musikwissenschaftler Klaus Harer am 9. Februar ein deutsch-polnisches Konzert ausrichtete, das in Programm und Ausführung eine staunenswerte Vielseitigkeit präsentierte. Es spielten zwei Ensembles, die relativ jung sind, sich aber erfolgreich der „alten“ Musik widmen: Auf deutscher Seite das Hoffmeister-Quartett, 2002 zur Pflege von Streichquartetten der Klassik und Frühromantik gegründet und benannt nach Franz Anton Hoffmeister (1754–1812), dem Kollegen und Freund Haydns und Mozarts. Auf polnischer Seite wirkte das Barockorchester Wroclaw, 2006 gegründet, Mitglied des Nationalen Forums für Musik Breslau/Wroclaw und seit zwei Jahren stolzer Hausherr eines prächtigen Konzertbaus.

Beide Ensembles sind mit Blick auf Repertoire, Instrumente, Wirkungsorte und Einsätze verblüffende Alleskönner: Sie konzertieren in ganz Europa, sind bei Festivals gern gesehene Gäste, begleiten berühmte Chöre, bestreiten in Studios CD-Einspielungen ganzer Sinfonien. Als ob es damit nicht genug wäre, gliedern sich gelegentlich die Konzertmeister aus Wroclaw/Breslau zu neuen „Solistenensembles“ aus, um auf historischen Instrumenten zu musizieren oder gar Sextette von Arnold Schönberg zu spielen. Unverkennbar gibt es wenig, was diese Maestri überforderte.

Ihr eigentliches Erfolgsgeheimnis verkörperte der Berliner Konzertabend: Die Mu-

siker konzentrierten sich auf Komponisten und Kompositionen aus dem frühen 19. Jahrhundert, als Haydn und Mozart das Maß aller musikalischen Dinge waren. Das hörte man in Berlin einem Pogramm an, das völkerübergreifend, dabei deutsch „grundiert“ war und Komponisten „wiederbelebte“, die zumal beim deutschen Publikum immer weniger bekannt sind. Eben das ist gewollt, bestätigen die beiden Ensembleleiter, der deutsche Violinist Christoph Heidemann und der polnische Cellist Jaroslaw Thiel.

In Berlin erklang jetzt Musik von Stanislaw Moniuszko (1819–1872), was Erinnerungen weckte: Als nach Kriegsende die schlesi-



*Auch so ward und wird Musik gefeiert, starr und stumm: Denkmal für Stanislaw Moniuszko in Vilnius*

Bild: Wikimedia Commons

sche Metropole Breslau zerstört und von Deutschen fast entvölkert dalag, regte sich neues musikalisches Leben mit Musik von Moniuszko, der für Polen ein Nationalkomponist ist, wie es Smetana für Tschechen, Glinka für Russen, Lortzing für Deutsche etc. sind. Wenn Deutsche von Moniuszko überhaupt etwas kennen, dann ist es seine tragische Oper „Halka“ von 1858. Damals war das unter Russland, Preußen und Österreich dreigeteilte Polen von Europas Landkarte getilgt. Nur in Moniuszkos Rhythmen und Melodien lebte es fort, die in der „Halka“ so zahlreich anklingen.

In Berlin kam Moniuszkos Streichquartett Nr. 1 von 1839 zu Gehör, wozu das Programmheft aufklärende Nachhilfe leistete. Moniuszko hatte bei dem Deutschen Joseph Elsner (1769–1854) studiert und bezeichnete diesen in einer dankbaren Widmung als „ersten Begründer unserer Nationalmusik“. Er meinte die polnische Musik, wie sie sich z. B. in Elsners Streichquartett op. 8 spiegelt, das in Berlin zu hören war. Elsner leitete ab 1799 das Warschauer Nationaltheater, wo sein Interesse an polnischer Musik- und Theaterkultur zu voller Blüte kam. Er bildete eine „ganze Generation polnischer Komponisten“ aus, unter denen Frédéric Chopin der berühmteste war, der ihm seine Klaviersonate op. 4 widmete. Elsner war die Verkörperung des Sprichworts, dass ein bisschen Talent und sehr viel Fleiß das Genie ausmachen. Dieser „Schlesier“, wie er sich immer vorstellte, war der erste Komponist, der Opern in der polnischen Landessprache verfasste. Er schrieb 30 Bühnen- und 120 Kirchenwerke, dazu zahlreiche Instrumentalkompositionen. Er gründete die „Gemeinschaft für Kirchen- und Volksmusik“, dazu die „Hauptschule für Musik“ am Nationaltheater, war daneben als zweisprachiger Publizist unermüdlich aktiv. Elsner war zu Lebzeiten in Europa bekannt, seine Werke wurden sogar im musikverwöhnten Wien begeistert aufgenommen. Heute braucht es Aktivitäten wie die des Potsdamer Kulturforums, um ihn



*An Türmen und Zinnen hat es im Osten nie gefehlt*

der Vergessenheit zu entreißen.

Dasselbe gilt auch und noch mehr für den Breslauer Komponisten Franz Xaver Gebel (1787–1843), dem die zweite Hälfte des Berliner Konzerts gehörte. Solisten des polnischen Orchesters und das erweiterte Hoffmeister-Quartett taten sich zusammen, um Gebels „Doppelquintett“ zu spielen. Gebel hatte mit seinem Werk für acht Streichinstrumente eine in Westeuropa aufkommende Novität, etwa von Mendelsohn erprobt, übernommen und weiterentwickelt. Sein Stück ist das weltweit einzige, das für vier Violinen, zwei Violas und vier Violoncellos geschrieben worden ist – charakteristisch für Gebel, der zeitlebens für alles Neue aufgeschlossen war: In Wien ausgebildet, war er im ungarischen Budapest, dem siebenbürgischen Hermannstadt und dem ukrainischen Lemberg als Kapellmeister tätig, bis er 1817 auf Dauer in Moskau Wohnsitz nahm. Dort wurde er ein vielfältiger Pionier, schrieb den Russen ihr erstes Lehrbuch für musikalische Komposition, komponierte und lehrte und arrangierte ab 1830 Kammermusik-Abende, bei denen er Werke von Beethoven und anderen „Stars“ aufführen ließ, daneben immer wieder auch Stücke aus seiner Feder.

Gebel genoss große Popularität, berühmte „Kollegen“ wie etwa Michail Glinka waren stolz darauf, zu seinen Freunden zu zählen. Er komponierte vier Sinfonien, mehreren Opern und Oratorien, dazu zahlreiche Kammermusiken. Mit manchem hat er das russische Publikum wohl überfordert, ansonsten wäre das Gros seiner Kompositionen nicht unveröffentlicht geblieben. Veröffentlicht wurde Gebels Doppelquintett op. 28 fast zwei Jahrzehnte nach seinem Tod in dem berühmten Musikverlag von Peter Jürgenson in Moskau, wo er bis heute besteht, nachdem er 1897 in Leipzig eine Filiale eröffnet hatte.

Gebels Doppelquintett war in Berlin zu hören, nachzuvollziehen, wie der Komponist die klanglichen Möglichkeiten einer verdoppelten Besetzung zu den ausdiffe-

renziertesten Klangeffekten nutzte, dabei aber nicht kammermusikalische Kunstgriffe (Pizzicato, Tremoli etc.) vergaß. Ein Stück, das wahrhaft „Appetit“ auf weitere dieses weitgehend vergessenen „Schlesiens aus Moskau“ macht – „ein Schatz“, wie Jaroslaw Thiel rühmte.

Der polnische Konzertmeister, der fließend Deutsch spricht, sieht seine Stadt als geeignetsten Platz für die Wiederbelebung von klassischen Komponisten mit multinationalem Hintergrund. Man weiß in der Stadt, wie viel von welchen Seiten Unfrieden gestiftet wurde, was längst überstanden ist. Thiels Fazit kann man nur zustimmen: „Der heutige Zustand von Wroclaw – Breslau ist vielleicht der glücklichste seit mehreren Jahrhunderten.“

*Wolf Oschlies (KK)*

## **Die Passionszeit ist auch eine Zeit der Passionen**

Kreativ genutzt wird sie in Veranstaltungen der Häuser ostdeutscher Observanz und osteuropäischer Blickrichtung

### **Oberschlesisches Landesmuseum Ratingen**

Auch in diesem Jahr zeigt das Oberschlesische Landesmuseum eine traditionelle Ostereierschau. Vom 5. März bis zum 27. April 2017 ist in Ratingen-Hösel die in Zusammenarbeit mit dem Museum des Opelner Dorfes vorbereitete Sonderausstellung „Ei-n-malig schön! Schlesische Ostereier“ zu besichtigen.

Informiert wird über typische Verfahren der Eiverzierung, darunter Gravur-beziehungsweise Ausschabe- und Wachsbatiktechnik. Historische Fotografien und weitere Objekte rund um das Ei, das Osterfest und Osterbräuche ergänzen die Schau. Um den Museumsbesuchern ein möglichst breites Angebot an kunstvoll verzierten Ostereiern zeigen zu können, hatte das OSLM in den

vergangenen Jahren den hauseigenen Bestand auf weit über 500 Exponate erweitert und stellt eine repräsentative Auswahl davon aus. Das Partnermuseum in Oppeln beteiligt sich an der Ausstellung mit prämierten schlesischen Ostereiern aus früheren Wettbewerben.

Am 18. März findet erneut – wie in den vergangenen Jahren – der gut besuchte Kreativkurs statt. Die Geheimnisse der traditionellen schlesischen Kratztechnik werden unter fachlicher Anleitung vermittelt. Beim Workshop wird u. a. aufgezeigt, wie schwierig es ist, mit einem Teppichmesser einen geschwungenen Blütenkelch in die hauchdünne Eierschale zu ritzen. Ausstellungsbegleitend gibt es am 25. März ein Aktionsprogramm für Kinder sowie am 26. März eine öffentliche Führung durch die Sonderschau. Die handgefertigten



*Über Geschmack lässt sich nicht streiten*

Bilder: der Autor

Ostereier aus Oberschlesien werden in Ratingen-Hösel in limitierter Auflage zum Kauf angeboten.

### **Schlesisches Museum zu Görlitz**

Zum Reformationsjubiläum 2017 hat das Schlesische Museum zu Görlitz zusammen mit der Kulturreferentin für Schlesien, Dr. Annemarie Franke, eine deutsch- und polnischsprachige Wanderausstellung zur Geschichte des Protestantismus in Schlesien vorbereitet. Die Präsentation gehört einem Projekt des Deutschen Kulturforums östliches Europa in Potsdam mit dem Titel „Reformation im östlichen Europa“ an. Aus Anlass des 500. Jahrestages seit dem Beginn der Reformation soll das Thema einer breiten Öffentlichkeit in Deutschland und den heute betroffenen Ländern ins Bewusstsein gerufen werden.

Die fünfzehn Tafeln umfassende Ausstellung des Schlesischen Museums zu Görlitz mit dem Titel „Kirchfahrer, Buschprediger, betende Kinder – 500 Jahre evangelisches Leben in Schlesien“ macht ab dem 26. März eine Station im Haus Schlesien von

Königswinter-Heisterbacherrott. Später wird die Schau auch in Breslau/Wrocław, Schweidnitz/Swidnica, Kattowitz/Katowice, Teschen/Cieszyn, Oppeln/Opole und Hirschberg/Jelenia Góra gezeigt.

Die Reformation in der Folge des Theßenanschlags Martin Luthers an der Wittenberger Schlosskirche bildet einen der wichtigsten Meilensteine in der europäischen Geschichte. Seit 1520 breitete sich die Lehre Martin Luthers im Bürgertum und im niederen Adel aus und fand bald auch unter den schlesischen Fürsten einflussreiche Förderer. Schlesien gehört zu den Kernländern der Reformation. Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts waren drei Viertel der Gemeinden Schlesiens evangelisch.

Die Ausstellung veranschaulicht die wichtigsten Etappen in der Geschichte des Protestantismus in Schlesien. Abgedeckt wird ein Zeitbogen, beginnend mit der Epoche der Industrialisierung und den Herausforderungen des 20. Jahrhunderts bis hin zu Aspekten der Gegenwart. Als „roter Faden“ zieht sich durch die Präsentation die Frage nach der Aktualität des Protestantismus und seiner Geschichte in einem heute überwiegend katholischen Land. Gerade die polnische evangelische Minderheit wurde seit den 1960-er Jahren in Zusammenarbeit mit den heimatvertriebenen schlesischen Protestanten und der



*Der Rheinbacher  
Glas pavillon ist an  
sich schon eine  
Erscheinung, die  
dem Namen alle  
Ehre macht*



Evangelischen Kirche in beiden deutschen Staaten zu einem Träger der deutsch-polnischen Versöhnung

### **Glasmuseum Rheinbach**

Am 24. März wird im Rheinbacher Glasmuseum am Himmeroder Wall eine neue Ausstellung unter dem Motto „Pas des deux: Martina Zilles & Detlef Tanz“ eröffnet. Ausgestellt werden Glasskulpturen und Wandobjekte des Künstlerpaares, die sich durch Formschönheit und technische Raffinesse auszeichnen. Die beiden Rheinländer beschäftigen sich schwerpunktmäßig mit der relativ jungen Technik der Glasverschmelzung.

Die Stadt Rheinbach unterstützt im Rahmen eines Wettbewerbs zur Förderung der Berufsausbildung die internationale Zusammenarbeit und die Begabtenförderung. Seit dem Jahr 2002 gibt es den Internationalen Glaskunstpreis. Als einziger Nachwuchsförderpreis auf dem Gebiet der Glaskunst in Europa leistet die im Zwei-Jahres-Rhythmus abgehaltene Veranstaltung einen wichtigen kulturellen Beitrag für das Zusammenwachsen Europas.

Im Sommer 2017 ist es – vorbehaltlich der

bei der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien beantragten Finanzierung – wieder so weit: Vom 25. Juni bis zum 24. September werden im Glaspavillon Hans-Schmitz-Haus (An der Glasfachschule) Arbeiten von Studierenden an den europäischen Glasfachschulen ausgestellt. Bis Ende August haben Besucher die Möglichkeit, per Internet oder Stimmkarte für den Publikumspreis „Alexandra Bruns“ abzustimmen. Als Schirmherrin wurde diesmal Professor Barbara Schock-Werner, Dombaumeisterin a. D., gewonnen.

Während der gesamten Ausstellungsdauer können Vertreter der Kultur-, Kunst- und Bildungsszene den Glaspavillon für Empfänge, Vorträge, Lesungen, Workshops und Konzerte nutzen. Da das Glasmuseum den Pavillon selber anmietet, fallen für die Interessenten keinerlei Mietkosten an. Infos unter Telefon 02226/917-500, [ruth.fabritius@stadt-rheinbach.de](mailto:ruth.fabritius@stadt-rheinbach.de) oder [bozena.yazdan@stadt-rheinbach.de](mailto:bozena.yazdan@stadt-rheinbach.de).

### **Gerhart-Hauptmann-Haus Düsseldorf**

Politische Haltungen in und Äußerungen aus Teilen der bundesrepublikanischen

Bevölkerung mit russlanddeutschen Wurzeln wurden in jüngster Zeit verstärkt ins Blickfeld der medialen Berichterstattung und öffentlicher Debatten gerückt. Vor diesem Hintergrund findet am 2. März im Düsseldorfer Gerhart-Hauptmann-Haus die Veranstaltung „Russlanddeutsche – Stiefkinder der Bundesrepublik Deutschland?“ statt. Die Begegnung soll dazu dienen, eine nüchterne Bestandsaufnahme vorzunehmen und über allzu vordergründige Betrachtungsweisen hinauszugelangen. Im Fokus stehen ein Vortrag und ein Gespräch mit Dr. Viktor Krieger und Thorsten Klute, Staatssekretär für Integration im nordrhein-westfälischen Ministerium für Arbeit, Integration und Soziales. Dr. Krieger lehrt an der Universität Heidelberg und ist ein anerkannter Experte für Geschichte und Gegenwart der Deutschen aus Russland.

Im Vortrag „Raissa Orlova-Kopeleva – Eine Frau zwischen Russland und Rheinland“, den die Diplom-Pädagogin Natascha Janovskaja am 7. März hält, geht es um eine starke Frau, die die Geschichte und Kultur des Landes nachhaltig prägte. Die Ehefrau des sowjetischen Dissidenten Lev Kopelev setzte sich als Journalistin, Schriftstellerin und Expertin für amerikanische Literatur ebenso wie ihr Ehemann seit den 1970-er Jahren für die Menschenrechte in der

Sowjetunion ein. Mit einem Befehl vom 12. Januar 1981, unterschrieben von Generalsekretär Leonid Breschnew wurde ihr die sowjetische Staatsbürgerschaft aberkannt, die Familie ging ins Exil. Für die russische Frau jüdischer Abstammung war das Leben im Rheinland ein Spagat zwischen zwei Welten. Fritz Backhaus, Stellvertreter des Jüdischen Museums in Frankfurt am Main, hält am 7. März den Vortrag „Ignatz Bubis (1927–1999) – Eine Erinnerung zum 90. Geburtstag“.

„Bilder der Solidarität“ ist der Titel einer neuen Ausstellung, die im Gerhart-Hauptmann-Haus vom 16. März bis zum 15. Mai zu sehen ist. In der von Benedikt Behrens aus Hamburg kuratierten Präsentation werden Aufnahmen aus dem Nachlass von Alfred Kantorowicz und Gerda Taro gezeigt. Es sind überwiegend unbekannte Fotografien aus dem Spanischen Bürgerkrieg. Die Negative der Fotojournalistin Gerda Taro sind übrigens erst vor wenigen Jahren im Zusammenhang mit dem Wiederauffinden des legendären „mexikanischen Koffers“ entdeckt worden. Dr. Jörg Bernhard Bilke resümiert am 21. März in einem Vortrag das Leben Alfred Kantorowicz' (1899–1979), ein Lehrstück der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert.

*Dieter Göllner (KK)*

## **Klein geschrieben ist nicht kleingeschrieben**

ortswechsel / osteuropa / anderswo im Haus der Heimat Stuttgart

Das Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg in Stuttgart setzt seine im letzten Jahr begonnene Lese- und Gesprächsreihe fort.

Das Land der Geburt verlassen, von der Spielstätte der eigenen Familiengeschichte abgehen, den vertrauten Sprachraum aufgeben – inwiefern prägen solche Erfahrungen spätere Biografien? Wird das Kappen von Wurzeln zur Motivation zum

Schreiben? Kann Literatur ein Ort sein, an dem man sich (wieder) zu Hause fühlt?

Die Stuttgarter Kulturjournalistin Irene Ferchl unterhält sich mit Matthias Nawrat, Marjana Gaponenko und Dana Grigorcea über deren Bücher, ihr Schreiben und die Fragen nach Heimat und Identität. Woran lässt sich diese in unseren Zeiten festmachen? Schon am 15. Februar sprach sie mit Matthias Nawrat.

Am 16. März befragt Irene Ferchl die 1981 in Odessa geborene Marjana Gaponenko. Ihr Roman „Das letzte Rennen“ erzählt die Geschichte von Vater und Sohn: vermöglicher Maschinenbauingenieur mit prächtigem Gestüt und Kutschensammlung der eine, ein zielloser Taugenichts der andere. Sie brauchen einander allerdings.

Dana Grigorcea ist am 12. April Gast bei Irene Ferchl. Ihr zweiter Roman, „Das primäre Gefühl der Schuldlosigkeit“, ist eine Tour de Force, die durch den wahnwitzigen Alltag der rumänischen Millionen-Metropole

Bukarest führt. Geboren 1979 in Bukarest, studierte Dana Grigorcea deutsche und niederländische Literatur und lebt inzwischen in Zürich. Mit einem Auszug aus dem Roman wurde sie beim Klagenfurter Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb ausgezeichnet, und nach Erscheinen wurde er in allen großen Zeitungen lobend besprochen. Sprachwitz und kompositorisches Können der Autorin, Poesie und feiner Humor werden gelobt, sie selbst wird als Entdeckung gefeiert.

(KK)

## KK-NOTIZBUCH

Zu einem Vortrag und dem Gespräch mit Dr. **Viktor Krieger** und **Thorsten Klute**, Staatssekretär für Integration im nordrhein-westfälischen Ministerium für Arbeit, Integration und Soziales lädt das Düsseldorfer **Gerhart-Hauptmann-Haus** für den 2. März um 19 Uhr ein. In jüngerer Zeit sind politische Haltungen in und Äußerungen aus Teilen der bundesrepublikanischen Bevölkerung mit russlanddeutschen Wurzeln verstärkt ins Blickfeld der medialen Berichterstattung und öffentlicher Debatten getreten. Die Veranstaltung dient dazu, eine nüchterne Bestandsaufnahme vorzunehmen und über allzu vordergründige Betrachtungsweisen hinauszugelangen. Dr. Viktor Krieger ist ein weithin bekannter Experte für Geschichte und Gegenwart der Deutschen aus Russland.

Das **Kulturreferat am Ostpreußischen Landesmuseum** in Lüneburg lädt gemeinsam mit der Autorin, Dokumentarfilmerin und Ostpreußen-Expertin

**Ulla Lachauer** zu einer **Studienreise** ein. Vom 23. September bis zum 1. Oktober geht es durch das nördliche **Ostpreußen** bis hinein ins westliche Litauen. Angesteuert werden unter anderem Königsberg, Insterburg, Ragnit, Tilsit, Bittenehen, Willkischken, Heydekrug und Memel. Das Motto lautet „Ostpreußische Lebensgeschichten“. Weitere Informationen und Anmeldung: Kulturreferat, Telefon 04131/7599515, a.kern@ol-ig.de.

Gemälde und Grafik aus dem Werk des aus Kronstadt, Siebenbürgen, stammenden Malers **Friedrich von Bömches**, die Flucht und Vertreibung zum Gegenstand haben, zeigt bis zum 7. Mai **Museum und Forum Schloss Homburg**.

Die Stiftung **Kulturwerk Schlesien** Würzburg ehrte Professor Dr. Peter Baumgart, Dr. Bodo Heimann und Kammermusiker Helmut Scheunchen mit der **Gerhart-Hauptmann-Plakette**.

(KK)

**Dieses Heft** wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:  
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR  
Cäsariusstraße 91  
53639 Königswinter  
Telefon (02223) 90660 11/-2  
E-Mail: georgaescht@arcor.de  
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften  
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).  
Zwei Belegexemplare erbeten.  
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf  
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.  
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.  
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:  
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn  
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin  
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066  
E-Mail: prepress@westkreuz.de  
Internet: www.westkreuz.de

## Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende  
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ  
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr  
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.  
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

\_\_\_\_\_  
Name

\_\_\_\_\_  
Straße/Nr.

\_\_\_\_\_  
Plz/Ort

\_\_\_\_\_  
Datum/Unterschrift

## Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der  
KULTURPOLITISCHEN  
KORRESPONDENZ  
am Herzen liegt, so geben Sie sie  
bitte auch an Bekannte und Freunde  
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur  
im östlichen Europa – OKR ist dank-  
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung  
ihrer selbstgestellten Aufgabe, ost-  
deutsches kulturelles Erbe bewusst  
und europäischen kulturellen Aus-  
tausch lebendig zu erhalten.

**Aufgrund der angespannten  
Finanzlage bitten wir um Spenden:  
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,  
Sparkasse KölnBonn  
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02  
BIC COLSD3 33**

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur  
im östlichen Europa – OKR  
Cäsariusstraße 91  
53639 Königswinter**